
METHODEN DER ETHNOGRAPHIE

Heft II

Der ethnographische Zensus
Eine praxisorientierte Einführung

Hartmut Lang und Julia Pauli

IMPRESSUM

Herausgeber :

Michael Schnegg und Hartmut Lang

Redaktion:

**Barbara und Cornelia Limpricht, Hartmut
Lang und Julia Pauli**

Layout:

Susanne Klein und Cornelia Limpricht

ISSN:

1618-6338

Ausgabe:

ECensus 1.0 im November 2002

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck (auch auszugsweise) nur mit
Genehmigung der Autoren.

Danksagung

Für eine ganze Reihe von didaktischen Einsichten danken wir den Teilnehmern am Seminar „Methoden der Ethnographie III“ im Wintersemester 2001/2 am Hamburger Institut für Ethnologie. Michael Schnegg hat – wie immer – entscheidende Impulse und Ideen beigesteuert, wofür wir ihm danken.

Inhalt

I Einleitung	5
II Der Entwurf einer Zensuserhebung	7
II.1 Die Zensuskategorien	7
II.1.1 Name	8
II.1.2 Geschlecht	9
II.1.3 Geburt und Tod	9
II.1.4 Kinder - jemals geborene	9
II.1.5 Familienstand	10
II.1.6 Eltern	10
II.1.7 Referenzverbände	10
II.1.8 Residenz	10
II.1.9 Ausbildung	11
II.1.10 Beruf	11
II.1.11 Ökonomische Basis	11
II.2 Die Struktur der Untersuchungseinheit	11
II.3 Die Gesamtheit der Untersuchungseinheiten	13
III Die Durchführung des Zensus	15
IV Die Auswertung des Zensus	16
IV.1 Geschlecht	17
IV.2 Geburt	18
IV.3 Kinder	20
IV.4 Beruf	22
IV.5 Schulbildung	23
IV.6 Haushalt und Familie	25
IV.7 Bevölkerungsgröße und Wachstumsrate	26
IV.8 Zensusbericht	28
IV.9 Technische Notiz	29
V Aufgaben	29
VI Literatur	30

I Einleitung

Vor mehr als 2000 Jahren hatte jeder mündige Bürger Roms alle fünf Jahre auf dem Marsfeld zu erscheinen und dort genaue Auskunft über seine Familien- und Vermögensverhältnisse zu geben. Auf diese Weise verschaffte sich der römische Staat einen Überblick über die Bevölkerung und die Vermögensverhältnisse - zu militärischen und fiskalischen Zwecken. Diese Prozedur nannten die Römer *census*¹ (Pauly 1979: 1107 f.).

Der römische Zensusbegriff hatte, wie man sieht, zwei Bedeutungskomponenten. Es handelte sich um eine Totalerfassung (jeder Bürger), und es ging um einen bestimmten Satz von Fragen (Familien- und Vermögensverhältnisse). Im Lauf der Zeit haben sich die beiden Bedeutungskomponenten dann verselbständigt. So spricht man heute einerseits von „Mikrozensus“ (cf. z. B. Esser et al. 1989). Mit dieser Methode erhebt man Daten zu Fragen, die mit den Fragen des römischen Zensus Familienähnlichkeit haben. Die Bedeutungskomponente Totalerhebung ist hier hingegen entfallen. Es wird nur eine Stichprobe, also eine Teilmenge erhoben. Andererseits berichtet R. Firth, dass er auf Trobriand einen „canu census“ durchgeführt habe (1959: 15). Hier ist nur noch die Bedeutungskomponente Totalerhebung vorhanden. Firth hat selbstverständlich nicht nach den Familienverhältnissen der Kanus oder verwandten Themen gefragt.

Mit dem ethnographischen Zensus (EZ) erfassen Ethnographen systematisch bestimmte Grundinformationen, u. a. Alter, Geschlecht, und Familienverhältnisse. Die Fragen sind verwandt mit denen des römischen Zensus. Auch mit dem EZ verschafft man sich also einen Überblick über eine Bevölkerung. Der Zweck des Überblicks ist selbstverständlich ein anderer als im alten Rom. Totalerhebung ist hingegen heute nicht mehr ein Definitionsbestandteil des ethnographischen Zensus.

Die Idee des EZ basiert auf folgender Erkenntnis: Alter, Geschlecht und die anderen Fragekategorien erfassen fundamentale Bestimmungsgrößen des menschlichen Daseins. Schon allein das Alter einer Person zu wissen, erlaubt eine Reihe von Vorhersagen, wie sie sich verhalten wird und wie sie denkt. Und kennt man auch noch das Geschlecht, nimmt das prognostische Potential noch weiter zu. Eine Gruppe, die nur aus Frauen mit ihren Kindern besteht, wird sich anders verhalten als eine Gruppe, die nur aus unabhängigen jungen Männern besteht. Der EZ liefert die Daten für eine Vielzahl solcher fundamentaler erklärender Größen. Einen geschlossenen theoretischen Rahmen gibt es für den Zensus allerdings nicht.

Der EZ gehört zu den ältesten ethnographischen Methoden. Schon Malinowski (1922: 5) hat auf den Trobriand-Inseln einen Zensus erhoben. Die Methode ist offenbar nach wie vor ein Standardverfahren der Ethnographie. Sie wird aber in den jüngeren Methodenlehrbüchern nur noch erwähnt und nicht mehr beschrieben. Die einzige gründliche rezente Darstellung der Methode hat Fischer (1997) verfasst. Unsere Darstellung der Methode stützt sich teilweise auf die Resultate seiner Recherche. Der klassische Text über den ethnographischen Zensus stammt aus der Feder von Colson (1967).

Was im vorliegenden Text ethnographischer Zensus heißt, nennen manche Ethnologen auch „Survey“ (oder „Haushalts-Survey“). Der Terminus „Survey“ aber bezeichnet in seiner Kernbedeutung Bestandsaufnahme oder Erhebung schlechthin - gleichgültig zu welchem Thema. So gibt es einen „Survey“ über die Hörgewohnheiten des Radiopublikums in Namibia, im Internet findet man einen

¹ Der Plural wird ebenfalls *census* geschrieben, aber im Gegensatz zum Singular wird das `u´ lang gesprochen. Im Deutschen lautet der Plural von Zensus wie der Singular.

Hinweis auf einen „Russian Web Survey“, eine Erhebung über die Software, die russische Server gebrauchen. Der Zensus ist hingegen in einer seiner beiden Spielarten, wie gesagt, in der Thematik der Fragen festgelegt, und deshalb ziehen wir diesen Terminus vor.

Ethnographisch nennen wir den Zensus, um ihn von dem auch Volkszählung genannten klassischen Zensus abzusetzen. Diese Zensusart hat zwar denselben Kernbestand an Fragen wie der ethnographische Zensus, zielt aber auf die Gesamtbevölkerung eines Staates ab, was bei einem ethnographischen Zensus nie das Ziel ist. Auf welche Gesamtheit der EZ abzielt, werden wir in Abschnitt II.3 behandeln. Eine ethnologische Feldforschung beschränkt sich außerdem nie allein auf die Erhebung eines Zensus.

Beim klassischen Zensus unterscheidet man zwei Arten von Bevölkerungen: die ortsanwesende Bevölkerung, auch „de facto Population“ genannt, und die Wohn- oder „de jure Bevölkerung“. Die „de jure Bevölkerung“ umfasst all die Menschen, die zum Zeitpunkt der Erhebung ihren Wohnsitz in den Grenzen eines bestimmten Gebiets (z. B. in den Grenzen der Bundesrepublik) haben, selbst wenn sie zum Zensuszeitpunkt vorübergehend abwesend sind. Die „de facto Bevölkerung“ schließt die vorübergehend anwesenden Personen ein, aber die vorübergehend Abwesenden aus (cf. Carroll 1975: 494 f., Höhn et al. 1987: 53, § 310).

An dieser Beschränkung auf das Residenzkriterium haben sich Ethnographen schon verschiedentlich gestoßen. Trotzdem gibt es Stimmen in der ethnologischen Literatur, die davon abraten, die Termini umzudefinieren (cf. Carroll 1975: 495). Immerhin werden diese Termini regelmäßig bei Volkszählungen in diesem Sinn gebraucht, z. B. in Deutschland und den USA. In den ethnographischen Berichten werden sie aber trotzdem schon seit geraumer Zeit auch in abweichender Weise verwendet.

Zwei im selben Jahr erschienene Monographien (Lee und Howell 1979) über ein und dieselbe Gruppe, nämlich die Dobe Ju/'hoansi (früher !Kung genannt), zeigen das recht deutlich. Lee benutzt für seinen Zensus das Residenzkriterium (: 43). Es geht ihm um die Personen, die in der Dobe Region leben. In der Region lebten allerdings nicht nur Ju/'hoansi, sondern auch eine größere Zahl von „Bantu people“ (: 42). Trotzdem hat er mit seinem Zensus nur die Ju/'hoansi, die in der Dobe Region lebten, erfasst. Es ist also nicht die „de facto Bevölkerung“ im Sinne des klassischen Zensus, die Lee studiert hat. Howell sagt ausdrücklich, sie habe die „de jure Bevölkerung“ untersucht, rechnet dazu alle Personen, die nach ihrer Sprache und Kultur zu den Ju/'hoansi gehören. Sie sagt ausdrücklich, ihr Konzept von „de jure Population“ sei „not bounded by geographical limits“ (: 17). Es geht ihr ebenfalls nur um die Ju/'hoansi und nicht um die Wohnbevölkerung der Dobe Region. Auch Fischer verwendet in seinem oben erwähnten Aufsatz einen Begriff von „de jure Population“, der nicht mit der beim klassischen Zensus gebräuchlichen Definition übereinstimmt. Kurzum, es hat sich in der Ethnographie schon seit längerem eine abweichende Bedeutung der beiden Termini eingebürgert, die dem ethnologischen Untersuchungsgegenstand 'Kulturen' (meist) angemessener ist. Residenz deckt sich eben nicht notwendig mit Kultur.

Die „de facto Population“ im ethnologischen Sinn umfasst alle Personen, die nach einem Gesetz oder sonstwie von den Untersuchten selbst als zu ihnen gehörig aufgefasst werden, und die zum Zensuszeitpunkt fassbar sind. ‚ Fassbar‘ heißt fast immer, wenn auch nicht notwendig, dass eine Person in einer bestimmten Region physisch anzutreffen ist. Zur „de jure Bevölkerung“ rechnet man alle Personen, die nach einem Gesetz oder sonstwie von den Untersuchten selbst als zu ihnen gehörig aufgefasst werden, ob diese Personen nun tatsächlich zum Zensuszeitpunkt fassbar

sind oder nicht. Diese Unterscheidung stellt die Ethnographen allerdings nicht vor die Entscheidung, wen sie nun erfassen sollen, die „de facto“ oder die „de jure Bevölkerung“. Wo beides vorhanden ist, werden sie beides erfassen. Es wird dann zu jeder Person festgehalten, zu welcher der beiden Bevölkerungsklassen sie gehört (vgl. auch II.1.8).

II Der Entwurf einer Zensuserhebung

Für den Entwurf einer ethnographischen Zensuserhebung sind drei zentrale Aufgaben zu bewältigen: Es ist zu bestimmen, wer zur Gesamtheit der zu untersuchenden Menschen gehört, wie die Untersuchungseinheit strukturiert ist, und welche Zensuskategorien wie zu erheben sind.

II.1 Die Zensuskategorien

Welche Kategorien von Fragen erhebt man mit dem ethnographischen Zensus? Es gibt, wie gesagt, keinen theoretischen Rahmen, von dem man die Antwort auf diese Frage ableiten könnte. Deshalb kann es nur darum gehen herauszufinden, welche Kategorien üblich sind. Zu diesem Zweck haben wir eine kleine ‚Umfrage‘ durchgeführt. Tabelle 1 gibt das Ergebnis wieder.

Tabelle 1 Fragekategorien von Zensus

Fragekategorien:	Quellen:					
	Powdermaker 1931 ¹	RLI Census Card ²	Carroll 1975 ³	Foster et al. 1979 ⁴	Fischer 1997 ⁵	US-Zensus 1990 ⁶
1. Name	X	X	X	X	X	X
2. Geschlecht	X	X	(X)*	X	X	X
3. Geburt, Tod		X	X	X	X	X
4. Kinder	X	X	X	X	(X)*	X
5. Residenz	X	X	X	X		X
6. Referenzverbände		X	X	X	X	X
7. Ausbildung		X	X	X	X	X
8. Beruf		X	X	X	X	X
9. Familienstand	X	X	X	X	X	X
10. Eltern		X	X	X	X	X
11. Ökonomische Basis			X	X		X

Quellen:

1 – Powdermaker 1931: 356

2 – Rhodes-Livingstone Institute Census Card (Epstein 1967: 247)

3 – Carroll 1975: 485 ff., * - a. a. O. nicht genannt, aber in Carrolls Zensus vorhanden

4 – Foster et al. 1979: 333

5 – Fischer 1997: 62, * - a. a. O. nicht genannt, aber in Fischers Zensus vorhanden

6 – US-Zensus 1990: <http://www.lib.umich.edu/libhome/Documents.center/cendef.html>

Es handelt sich um fünf ethnologische Publikationen, die zwischen 1931 und 1997 erschienen sind. Um einen Eindruck zu bekommen, wie ähnlich sich der ethnographische und der klassische Zensus einander sind, haben wir auch noch die Fragekategorien des US-Zensus von 1990 aufgeführt. Wie man sieht, sind die Übereinstimmungen zwischen den ethnologischen Publikationen recht hoch. Powdermakers Liste von Fragekategorien zeigt die geringsten Übereinstimmungen. Tatsächlich hat sie die meisten fehlenden Kategorien doch erhoben, allerdings mit einer etwas anderen Methode. Sie nennt sie „genealogical method“ (1931a: 351). Es handelt sich um eine Methode, die sich nur partiell mit dem ethnographischen Zensus deckt.

Nicht jede Kategorie ist in jeder Kultur angemessen. So macht es in einer Kultur keinen Sinn, nach der Ausbildung zu fragen, wenn es kein formales Ausbildungssystem gibt. Aber das ist ein Fall, der zunehmend seltener wird. Was für die Zensuskategorien gilt, gilt noch viel mehr für die Zensusfragen, in die man die Kategorien übersetzen muss, wenn man einen ethnographischen Zensus erheben will. Es gibt keinen Satz von Zensusfragen, der auf alle Kulturen ‚passt‘. Lang und Holter (1996) hatten sich u. a. für ihren Zensus bei den Mahria, arabische Kamelnomaden in Nord-Darfur (Sudan), an der *Census Card* des Rhodes-Livingstone Instituts orientiert (cf. Epstein 1967: 247). Diese Fragenliste verlangt, dass man neben dem Geburtsdatum auch den Geburtsort notiert. Bei den Mahria konnte aber kaum jemand seinen Geburtsort nennen. Der Geburtsort bedeutete nichts - was bei einer nomadisch lebenden Gruppe auch nicht sonderlich verwundert. Die Frage nach der Clan-Zugehörigkeit, die ebenfalls auf der *Census Card* aufgeführt war, machte hingegen auch für die Mahria Sinn und konnte ohne weiteres übernommen werden. Dieselbe Frage dürfte hingegen die Befragten einer stadtnethnologischen Feldforschung z. B. in Westeuropa oder Japan erstaunen oder amüsieren. Am ehesten noch funktionieren diejenigen Fragen universal, die sich unmittelbar auf biotische Aspekte des Menschseins beziehen, wie z. B. die Frage nach Alter und Geschlecht, nach Vater und Mutter. Aber auch da kann es Probleme geben.

Bei der Planung eines ethnographischen Zensus stehen nun folgende Punkte an. Zunächst hat man aus der Liste der Zensuskategorien diejenigen auszuwählen, die auf die Untersuchungskultur passen. Die Kategorien müssen dann in Fragen umgewandelt und in die Sprache der Untersuchten übersetzt werden. Als Vorbereitung für diese Arbeitsschritte werden wir uns nun näher mit den Kategorien auseinandersetzen.

II.1.1 Name

Die Aufzeichnung des Namens dient in erster Linie der eindeutigen Identifikation einer Person für den Ethnographen wie auch gegenüber den Untersuchten. Damit wird gewährleistet, dass die Person schnell und sicher in den Zensusaufzeichnungen wieder gefunden werden kann, wenn z. B. im Verlauf der Feldforschung neue Informationen zum Vorschein kommen. Es hat sich bewährt, jeder aufgenommenen Person eine eigene Identifikationsnummer (üblicherweise abgekürzt mit ID) zu geben. Das vereinfacht und beschleunigt die Suche nach Personen. Zugleich wird auch die Identifikation von Personen unabhängig von dem Namensystem der Untersuchungskultur.

II.1.2 Geschlecht

Es ist meist unproblematisch, das Geschlecht einer Person zu bestimmen. Es gibt allerdings Kulturen, die eine andere als die biologische Geschlechtereinteilung vornehmen. In solchen Fällen würde man die Einteilung der betreffenden Kultur verwenden.

II.1.3 Geburt und Tod

Es ist üblich, das Datum der Geburt zu notieren. Manchmal kann es sinnvoll sein, das Datum aus einer Altersangabe zu erschließen. In einer Reihe von Kulturen kennt man weder das Geburtsdatum noch das (chronologische) Alter einer Person. In solchen Fällen muss man sich mit Schätzungen des Alters zufrieden geben.

Dafür gibt es drei Methoden: den Ereigniskalender, die Methode des relativen Altersrangs (relative age ranking) und das Zahnalter. Die Minimalform eines Ereigniskalenders hat Firth (1956: 409) 1929 auf Tikopia benutzt. Er hatte herausgefunden, dass sich 1910 ein Reverend Durrad auf Tikopia aufgehalten hatte, und dass es in vielen Fällen leicht festzustellen war, ob eine Person „B. D. or A. D. – before or after Durrad“ geboren war. Der Ereigniskalender kann selbstverständlich umfangreicher sein. Das Prinzip der Anwendung bleibt das Gleiche.

Die Methode des relativen Altersrangs geht von Folgendem aus: Auch in Kulturen, in denen das absolute Alter einer Person unbekannt ist, kennt man das relative Alter von Personen. Man weiß, ob ein bestimmter Bruder oder eine bestimmte Schwester, ein bestimmter Vetter etc. älter ist als man selbst oder jünger oder gleichaltrig. Oft kennt man auch den Altersunterschied von Dritten und weiß sogar, wie groß der Altersunterschied ist. Mütter z. B. können über Geburtenabstände oft ziemlich genau Auskunft geben. Darüber hinaus lassen sich vielfach die Altersabstände auch zwischen den Generationen bestimmen, z. B. wenn eine Mutter sagt, dass ihr erstes Kind zwei Jahre nach ihrem jüngsten Bruder zur Welt gekommen sei. Auf diese Weise lassen sich die Personen eines Zensus in eine Reihe bringen, die den Altersrang festhält, und von der man meist auch etwas über die Abstände in den Rängen weiß. Bei den jüngsten Personen, den Säuglingen und Kleinkindern, kennt man das absolute Alter ziemlich genau, so dass damit die Reihe chronologisch verankert ist. Im nächsten Schritt werden den Personen in der Reihe Geburtsdaten zugeordnet. Es ist zweckmäßig, diese Methode mit der Methode des Ereigniskalenders zu kombinieren.

Die Methode des Zahnalters basiert auf der Erkenntnis, dass bestimmte Zähne des menschlichen Gebisses in einem bestimmten Alter zum Vorschein kommen. Die Methode liefert brauchbare Ergebnisse bis zum Alter von 17 oder 18 Jahren (mündliche Mitteilung Prof. R. Voß, Universität Köln; cf. auch Wood 1980: 60 f.). In die Methode lässt man sich wohl am Besten von einem Spezialisten einweisen.

Die Geburtsorte sollten so dokumentiert werden, dass ihre geographische Lage auch ohne intime Landeskenntnis nachvollzogen werden kann.

Bei einigen Personenkategorien kann es sinnvoll sein, auch das Sterbedatum festzuhalten, dazu im Folgenden mehr.

II.1.4 Kinder - jemals geborene

Es werden alle lebend geborenen Kinder einer Person erfasst, auch die, die zum Zeitpunkt der Erhebung schon tot sind. Weiterhin wird zu jedem Kind Geschlecht,

Geburtsdatum und Geburtsort (siehe dort) erfragt. Bei verstorbenen Kindern werden auch Sterbedatum und Sterbeort festgehalten (analog: Geburtsdatum und –ort). Meistens fragt man nur Frauen nach ihren Kindern; gelegentlich werden zusätzlich noch die Männer zu ihren Kindern befragt. Männer können in diesem Punkt allerdings äußerst unzuverlässige Informanten sein. Selbstverständlich sollte man auch den Kindern Identifikationsnummern zuweisen.

II.1.5 Familienstand

Eine weit verbreitete Art des Familienstands ist, verheiratet zu sein. Daneben kennen Kulturen aber noch eine ganze Reihe weitere Arten der Partnerschaft. Es kann wünschenswert sein, das Datum zu erfassen, zu dem die Partnerschaft geschlossen wurde. Die Untersuchung des Familienstands lässt sich ausweiten zur Untersuchung der maritalen Geschichte, i. e. es werden nun auch Scheidungen, Wiederheiraten etc. erhoben. Analog kann man mit den anderen Partnerschaftsformen verfahren.

II.1.6 Eltern

Zu jeder Person hält man auch die Namen von Vater und Mutter fest. Damit lässt sich der Zensus mit den Daten verbinden, die man mit der genealogischen Methode erhält. Es ist empfehlenswert, wenigstens mit zu erheben, ob Vater oder Mutter noch leben oder tot sind. Mit dieser einfachen Frage gewinnt man Daten, aus denen man Aussagen über die Mortalität ableiten kann.

Mit Vater und Mutter sind zunächst einmal die leiblichen Eltern gemeint. In manchen Kulturen kann es dabei Probleme geben. Pennington & Harpending (1993) wollten z. B. bei den Herero in Botswana Auskunft über den leiblichen Vater erhalten, bekamen aber zu ihrem Erstaunen immer wieder Namen von Männern genannt, die schon Jahre vor der Geburt des Kindes gestorben waren. Man hatte, wie sich herausstellte, nach dem sozialen Vater gefragt. Das Konzept des leiblichen Vaters besitzen die Herero zwar auch, aber danach musste man eben anders fragen. In solchen Fällen empfiehlt es sich, beide Arten von Elternschaft festzuhalten.

II.1.7 Referenzverbände

Menschen gehören bestimmten Referenzverbänden an, die Einfluss auf ihr Handeln und Denken nehmen. So sind sie z. B. Bürger eines Staates, gehören einer Abstammungsgruppe an, oder sind Mitglieder von Kirchen oder Vereinen. Diese Mitgliedschaften sind meist mit bestimmten Verpflichtungen, Rechten und Weltauffassungen verbunden. Personen können selbstverständlich zugleich mehreren Referenzverbänden angehören. Der Ethnograph muss sich also vor der Erhebung dieser Zensuskategorie zunächst einen Überblick über die relevanten Referenzverbände verschaffen.

II.1.8. Residenz

Residenz bezieht sich zunächst einmal auf den aktuellen Aufenthaltsort der erfassten Personen. Aus der Antwort auf die Residenzfrage ergibt sich oft auch, ob die Person zur „de facto Population“ gehört. Die Frage nach der Residenz lässt sich in manchen Fällen auch mit Gewinn auf andere Zensuskategorien übertragen. So kann man nach

dem Geburtsort (Residenz zum Zeitpunkt der Geburt) fragen, nach dem Ort der Heirat und nach dem Sterbeort.

II.1.9 Ausbildung

Eine sinnvolle Aufnahme des Ausbildungsstandes setzt eine gute Kenntnis des Bildungssystems voraus. Bei Abschlüssen, die aufeinander aufbauen, hält man den erreichten letzten Abschluss fest. Bei Abschlüssen, die nicht aufeinander aufbauen, hält man alle fest.²

II.1.10 Beruf

Bei der Zensusaufnahme notiert man die Berufsbezeichnungen der Untersuchungskultur selbst, und fasst (wenn nötig) erst bei der Auswertung die Berufe zu Klassen zusammen. Es kommt vor, dass eine Person mehr als einen Beruf hat. In solchen Fällen sollte man auch nach der relativen Wichtigkeit der Berufe fragen (Hauptberuf – Nebenberuf). Dazu benötigt man ein Wichtigkeitskriterium. Oft bietet sich als Kriterium die Höhe des Einkommens an, das man mit dem Beruf erzielt oder auch der Zeitbedarf.

II.1.11 Ökonomische Basis

Hier werden die Quellen erfasst, mit denen der Lebensunterhalt bestritten wird, außerdem wird der (relative) Wohlstand festgehalten. Ob man diese Fragekategorie in den Zensus aufnimmt, hängt sehr stark von den Lebensumständen der Untersuchten ab. Diese Kategorie kann sich mit der Berufskategorie überschneiden. Wenn alle Haushalte einer Gruppe Feldbau betreiben, lohnt es sich nicht, diese Quelle des Lebensunterhalts mit dem ethnographischen Zensus zu erfassen. Der relative Wohlstand lässt sich manchmal besser mit einer Befragung einiger gut Informierter ermitteln. Diese starke Abhängigkeit von den kulturellen Gegebenheiten dürfte wohl auch der Hauptgrund dafür sein, dass die ökonomische Basis den geringsten ‚Konsens‘ in Tabelle 1 aufweist.

II.2 Die Struktur der Untersuchungseinheit

Im Feld findet man die Menschen fast nie als Ansammlung von isolierten Individuen vor, vielmehr leben die Menschen zu allermeist in Haushalten zusammen. Diese Haushalte mögen für den Ethnographen unerreichbar sein, oder ihre Untersuchung mag unvereinbar mit dem Feldforschungsziel sein, was z. B. bei organisationsethnologisch orientierten Feldstudien oft der Fall ist. In solchen Fällen sind Untersuchungseinheiten einzelne Personen und man wendet die Fragekategorien des ethnographischen Zensus auf diese Personen an. Wenn der Zensus hingegen beim Haushalt ansetzt, wird der Haushalt zur Untersuchungseinheit und damit bestimmt die Struktur des Haushalts die Erhebung.

Die Struktur der Haushalte variiert beträchtlich von Kultur zu Kultur (cf. Hammel 1984). Nützlich sind bei der Strukturbestimmung die folgenden Funktionen des

² Also NICHT Magister und Promotion, aber Meisterprüfung im Bäckerhandwerk und Diplom in Heilpädagogik.

Haushalts: Residenz, Reproduktion, Produktion, Budget und Nahrungszubereitung. Diese Funktionen können alle in einer Einheit zusammengefasst sein. Die Haushaltsmitglieder leben alle unter einem Dach (Residenz), der Haushalt reproduziert sich selbst – er enthält also Eltern und Kinder. Er bildet eine Produktionseinheit, die den Haushaltsmitgliedern den Lebensunterhalt verschafft, wie das z. B. in bäuerlichen Haushalten üblich ist. Es gibt nur ein Budget für alle und Nahrung wird gemeinsam zubereitet. Wie man sofort sieht, muss keineswegs jede dieser Funktionen in einem Haushalt vorhanden sein. So ist in den komplexen, arbeitsteiligen Kulturen der Haushalt selten auch eine Produktionseinheit, noch müssen die Funktionen in einer Einheit zusammenfallen. Polygyne Haushalte bestehen in der Regel aus mehreren Residenzeinheiten, die aber alle eine Budgeteinheit bilden, so etwa bei den Mahria (Lang und Holter 1996). Bei der Strukturbestimmung der Haushalte einer Kultur geht es darum herauszufinden, welche der oben genannten Funktionen die Haushalte auf sich vereinen können.

Die Zensusbefragung setzt, wenn vorhanden, bei der oder den Familien im streng genealogischen Sinn (Elter/n – Kind/er) an und ermittelt danach, wenn vorhanden, alle übrigen Mitglieder des Haushalts und deren Beziehungen zum Familienkern des Haushalts. Darüber hinaus wird auch noch, wo angemessen, festgehalten, wer Haushaltsvorstand ist.

Bei diesem Vorgehen wirft die Frage nach den jemals geborenen Kindern ein Problem auf, wenn die Mutter, an die üblicherweise die Frage gestellt wird, Kinder aus nicht mehr existierenden Beziehungen hat. Wenn solche Fälle selten vorkommen, kann man sich mit nominalen Haushalten behelfen: Man füllt für die früheren Beziehungen jeweils einen eigenen Haushaltsfragebogen aus und vermerkt, dass der Haushalt nicht mehr existiert, vielleicht sogar niemals existiert hat. Sind die Fälle häufig und handelt es sich dabei oft um haushaltslose Beziehungen, empfiehlt sich ein anderes Vorgehen, denn dann produziert dieses Vorgehen schnell eine schwer zu handhabende Fülle von Haushaltsbögen. In diesem Fall besteht eine Lösung darin, alle Kinder einer Frau in einem Fragebogen festzuhalten, und zu den Kindern jeweils die Angaben zu ihren Vätern.

Abbildung 1 Skizze eines Zensusfragebogens

Kopf des Fragebogens:

ID des Haushalts	Ort	Datum	Haushaltstyp	Haushaltsvorstand HH-Vorstand	Name des Informanten
			[nominal/...]		

Eheleute:

Kategorie	Name	ID	Geburt	Tod	Referenzverb.	Residenz	Ausbildung	Beruf
Ehemann								
Vaters Name:		ID:	tot? __	Mutters Name:		ID	tot? __	
Ehefrau								
Vaters Name:		ID:	tot? __	Mutters Name:		ID	tot? __	

Kinder der Ehefrau (des Ehemannes):

Kategorie	Name	ID	Geschl.	Geburt	Tod	Residenz	Ausbildung	Beruf	Familienst.
1. Kind									
2. Kind									
.....									

Weitere Haushaltsmitglieder:

Name	ID	Gesch.	Geburt	Tod	Referenz- verband	Resid.	Ausb.	Beruf	Fam.- stand	Beziehung z. HHVorst.
.....										

Die obige Skizze eines Zensusfragebogens wäre sinnvoll für eine Kultur, die nur den Familienstand verheiratet und nicht verheiratet kennt. Wenn es noch weitere Arten von Partnerschaften gäbe, müsste statt Ehemann und Ehefrau ein eigenes Feld für die Art der Partnerschaft vorgesehen werden. Die Mitgliedschaft im Referenzverband wird in dieser Kultur nach einer streng eingehaltenen Regel weitergegeben und braucht deshalb bei den Kindern nicht besonders vermerkt zu werden. Dass eine Person im Haushalt lebt, hält man im Residenzfeld fest. Gibt es in der Untersuchungskultur Haushalte mit mehreren Familien, würde man vor dem Block 'weitere Haushaltsmitglieder' noch einen Ehepaar- und eventuell einen Kinderblock einfügen (oder mehrere). Lebt z. B. der älteste Sohn mit Frau und Kind im Haushalt, dann würde der Name dieser Person (als Sohn und als Ehemann) zweimal im Fragebogen auftauchen. Dass es sich nicht um eine zufällige Namensgleichheit handelt, würde die gleiche Identifikationsnummer anzeigen. Es empfiehlt sich in solchen Fällen, die Wiederholung der Identifikationsnummer irgendwie zu markieren (z. B. durch ein Gleichheitszeichen nach der Nummer). So können bei der Auswertung die beabsichtigten Wiederholungen von fälschlicherweise doppelt vergebenen Identifikationsnummern unterschieden werden. Es hat sich übrigens als zweckmäßig erwiesen, auch Haushalten eine Identifikationsnummer zu geben. Das Layout unserer Fragebogenskizze ist aus Platzgründen nicht optimal für das Eintragen von Daten. Die Namensfelder sind z. B. zu klein. In einem für die Praxis tauglichen Fragebogen würde man auch viel Platz für Kommentare lassen, da man selbst bei sehr umsichtig entwickelten Fragebögen immer mit Besonderheiten rechnen muss, die nicht in das Frageschema passen.

II.3 Die Gesamtheit der Untersuchungseinheiten

Es gibt eine so große Vielfalt, die Gesamtheit aller vom Ethnographen untersuchten Personen festzulegen, dass wir uns außerstande sehen, eine Anleitung zu geben, die alle möglichen Fälle abdeckt. Stattdessen werden wir versuchen, die Leser mit Beispielen auf die Aufgabe einzustimmen.

Es kann verhältnismäßig einfach sein, die Gesamtheit aller vom Ethnographen untersuchten Personen zu bestimmen. Pauli (1999, 2000) hat in Zentralmexiko eine Gemeinde mit dem Namen Pueblo Nuevo untersucht. Es handelte sich um eine geschlossene und von Feldern umgebene Siedlung. 1997 hatte sie etwas mehr als 850

Einwohner, die sich auf 165 Haushalte verteilten. Es handelte sich um eine klar umgrenzte und auch überschaubare Gesamtheit. Paulis Zensus erfasste als Untersuchungseinheiten Haushalte. Vor der Zensusaufnahme hat Pauli eine Karte der Gemeinde und aller Häuser gezeichnet, in die sie während der Zensusaufnahme die Haushaltsidentifikationsnummern eintrug. Dieses Vorgehen hat sich als sehr nützliche Orientierungshilfe bei der Erhebung erwiesen.

Schweizer untersuchte 1978/79 das Dorf Sawahan (der Name ist ein Pseudonym) auf Java. Dieses Dorf bestand aus 8 Weilern (1989: 716), die z. T. durch Felder voneinander getrennt waren. Trotzdem wurden die Weiler als eine Ortschaft aufgefasst (Margarethe Schweizer, mündliche Mitteilung 1999). Das Dorf hatte 1979 etwas mehr als 1600 Einwohner (op. cit.: 630). Es war also ungefähr doppelt so groß wie Paulis Pueblo Nuevo. Das Ehepaar Schweizer hat deshalb den Zensus nur bei einer Stichprobe von Haushalten durchgeführt. Einbezogen wurden „etwas mehr als 1/3 der Haushalte des Dorfes“ (1989: 35).

Auch bei den Pastoralnomaden kann man klar umrissene Residenzeinheiten finden. Bei den Mahria (Kamelnomaden, Nord-Darfur, s. o.) ist z. B. das Lager Residenzeinheit. Es gibt eine emische Kategorie für diese Lager, und man bezieht sich auf ein bestimmtes Lager mit einem Eigennamen. Die Lager sind verhältnismäßig klein, häufig weniger als 7 Zelte, und die Größe kann innerhalb kurzer Zeit beträchtlich variieren. Bei einem (nacheinander vorgenommenen) Zensus in mehreren Lagern kann es durchaus vorkommen, dass man mehrmals auf denselben Haushalt stößt (Lang & Holter 1996: 21). Der Stamm der Mahria ist segmentiert. Die Feldforschung von Lang und Holter begann in Lagern eines Segments, das Awlad Hamid heißt. Es hätte daher nahe gelegen, alle Lager der Awlad Hamid mit dem Zensus zu erfassen. Aber daran war nicht zu denken. Die Lager der Awlad Hamid waren weit verstreut. Die beiden Feldforscher hatten als Fortbewegungsmittel Kamele und waren auf Führer angewiesen. Sie mussten deshalb ihren Zensus auf die erreichbaren Lager beschränken, und das waren eben keineswegs alle Awlad Hamid Lager.

In dem zentralafrikanischen Kupfergürtel stießen britische Ethnologen des Rhodes-Livingstone-Instituts auf bis dahin in der Ethnographie kaum gekannte Verhältnisse. Es waren städtische Verhältnisse, wo die „sozialen Verhältnisse ... eine außerordentlich flüchtige und analytisch schwer durchdringbare Qualität“ hatten (Schweizer 1989: 6). Epstein, ein Mitglied des Instituts, hat eine Feldforschung in den Schwarzen-Vierteln der Stadt Ndola im Kupfergürtel von Sambia (damals Nordrhodesien) durchgeführt. Die Stadt hatte ungefähr 10.000 weiße und 50.000 schwarze Einwohner (Epstein 1981: 16 f.). Epstein beschreibt die Qualität der sozialen Verhältnisse in Ndola folgendermaßen: „The chief marks of social life were flux and transiency“ (op. cit.: 7). Die soziale Kluft zwischen dem weißen Feldforscher und den untersuchten Schwarzen muss darüber hinaus so gewaltig gewesen sein, dass Epstein stellvertretend durch schwarze Assistenten die Daten erheben lassen musste (op. cit.: 9). Darüber hinaus kam es während der Feldforschung zu Unruhen in der Stadt, die Epstein zwangen, seine Feldforschung vorzeitig beenden (op. cit.: 29). Epstein gibt Zensusdaten wieder, die 43 resp. 45 Haushalte von jeweils einer „section“ in zwei schwarzen Vierteln erfassen (op. cit.: 32 f., 35). Insgesamt wurden Daten zu 400 Personen erfasst (op. cit.: 41). Eine systematische Auswahl der Haushalte hat nicht stattgefunden (loc. cit.: 41)

Solche „flüchtigen und schwer durchdringbaren“ Verhältnisse trifft man häufig in der Stadt an. Es gibt dort zwar benennbare Viertel und Straßenzüge. Aber häufig sind das keine Einheiten, wo die Menschen miteinander, also sozial aufeinander bezogen, leben. Die sozialen Bezüge einzelner Haushalte sind vielmehr in einer Stadt meist

weit verstreut. Die Gesamtheit auf diese Weise miteinander verbundener Haushalte haben keine klaren räumlichen Grenzen mehr. Für das soziale Umfeld von Stadtbewohnern gibt es zwar emische Kategorien, wie Freund, Kollege, Verwandter, aber die Gesamtheiten, die sich daraus ergeben, sind von anderer Natur als bei den räumlich begrenzten Gesamtheiten. Meist handelt es sich um Netzwerke sozialer Beziehungen, die selbst wiederum nicht-räumliche und unscharfe Grenzen haben können (cf. Schnegg & Lang 2001).

Wie außerdem zu sehen war, kann beim ethnographischen Zensus auch das Problem auftreten, dass die Gesamtheit für eine ethnographische Untersuchung zu groß sein kann. Dies kommt immer häufiger vor. Die Untersuchung muss sich dann auf eine Stichprobe, i. e. einen Teil der Untersuchungsgesamtheit, beschränken.

Für beide Probleme, das Problem der unscharfen Grenzen als auch die Stichprobenbestimmung, gibt es unter günstigen Feldforschungsbedingungen methodisch strenge Lösungen. Im ungünstigen Fall – und es liegt in der Natur der ethnologischen Feldforschung, dass dieser Fall keine Ausnahme ist – bleibt dem Feldforscher nichts anderes übrig, als eine opportunistische Strategie zu verfolgen: Er oder sie untersucht, was sich bietet und was machbar ist. Eine umsichtige Auswertung kann auch dann durchaus brauchbare Ergebnisse liefern. Die beiden Probleme überhaupt zu ignorieren, verspielt Chancen, eine brauchbare Gesamtheit zu entdecken. Die Flinte ins Korn zu werfen, wo es diese Chancen definitiv nicht gibt, und den ethnographischen Zensus überhaupt zu lassen, wäre zu rigide und würde den Erkenntnisgewinn verspielen, der auch dann noch zu erzielen ist.

Es ist auf jeden Fall lohnend, wo vorhanden, Datenmaterial von statistischen Ämtern und ähnlichen Institutionen zu sammeln, und zwar auch zeitlich zurückliegende Daten. Einen ethnographischen Zensus können diese Daten kaum je ersetzen, denn dann müssten die Daten genau die Gesamtheit zu erkennen gestatten, die der Ethnograph selbst untersucht hat. Aber der Vergleich des ethnographischen Zensus mit diesen Statistiken kann oftmals sehr nützliche Einsichten über die vom Ethnographen untersuchte Gesamtheit liefern.

III Die Durchführung des Zensus

Es ist verschiedentlich empfohlen worden, den Zensus am Anfang der Feldforschung zu erheben. So lernt man gleich zu Anfang alle Untersuchten kennen und die Untersuchten machen persönliche Bekanntschaft mit dem Ethnographen. Es gibt allerdings Kulturen, bei denen es nicht sinnvoll ist, den EZ an den Anfang der Feldforschung zu stellen (Lang & Holter 1996: 20). Das ist immer dann der Fall, wenn die Zensusfragen aus der Sicht der Untersuchungskultur nicht zu dem gehören, was Fremde zu wissen brauchen. Außerdem benötigt man, wie zu sehen war, ethnographisches Wissen für die Entwicklung des Zensusfragebogens. Demnach ist der Zensus in der ethnographischen Ausgangssituation, d. h. wenn die Sprachkompetenz des Ethnographen noch begrenzt und sein Wissen über die Untersuchungskultur noch sehr dürftig ist, nichts, was sich gleich am Anfang der Feldforschung durchführen ließe. Den Zensusfragebogen sollte man zusammen mit Informanten aus der Untersuchungskultur entwickeln, in einigen wenigen Fällen erproben und danach, wo nötig, revidieren.

Der EZ ist nicht in wenigen Tagen zu erheben, wie man das beim klassischen Zensus anstrebt. Auch nach dem ersten Abschluss der Erhebungen kann und sollte man auf Informationen achten, die die erhobenen Daten ergänzen und korrigieren. Auf diese

Weise lernt man auch die Fehlerarten noch besser kennen. Da der EZ im Vergleich zum klassischen Zensus nur wenige Menschen erfasst, ist nicht nur die Kenntnis der Fehlerarten, sondern auch die Korrektur der Fehler entscheidend für die Qualität des Zensus.

Die übliche Feldforschungssituation erlaubt es, den Stichtag für den Zensus im Nachhinein festzulegen. Das Stichdatum des Zensus ist wichtig, weil man ohne dieses Datum z. B. das Geburtsdatum nicht in eine Altersangabe umwandeln kann.

Es kommt heute immer häufiger vor, dass Ethnographen mehrfach bei derselben Gruppe ethnographische Studien durchführen. Der ethnographische Zensus kann dann wiederholt durchgeführt werden, und zwar mit erheblich geringerem Aufwand, denn er braucht nun ja nur noch auf den aktuellen Stand gebracht zu werden. Den Aussagewert wiederholter Zensus kann man kaum überschätzen. Vor allem lassen sich damit oft Prozesse in der Untersuchungskultur sehr viel schärfer als durch retrospektive Verfahren ermitteln (cf. Schulze & Fischer & Lang 1997).

IV Die Auswertung des Zensus

Einen EZ ein für alle Mal erschöpfend auszuwerten, ist unmöglich, weil die Auswertung von Methoden und Theorien abhängt. Das bedeutet aber, solange noch neue Theorien und Methoden entwickelt werden, ist auch die Zensusauswertung nicht abgeschlossen. So hat z. B. Schulze (1997) die ethnographischen Zensusdaten, die Fischer bei den Wampar erhoben hat, mit Methoden und Theorien reanalysiert, von denen Fischer nichts wusste, als er seine Daten erhob. Es gab sie damals noch nicht. Wenn man den EZ auch nicht erschöpfend auswerten kann, so kann man seine Auswertung doch immerhin systematisch gestalten, und das heißt, dass man eine bestimmte Analyseprozedur auf jeweils alle für die Prozedur geeigneten Zensusdaten anwendet.

Die systematische Auswertung des EZ beginnt sinnvollerweise mit den deskriptiven Statistiken, die man für alle Fragekategorien und auch für die Untersuchungseinheiten Haushalt und Familie angeben kann. Dabei sind bestimmte Indizes üblich. Diese Indizes sind eine entscheidende Voraussetzung für die Vergleichbarkeit der Zensusresultate. Für die Interpretation und Darstellung der Resultate ist weiterhin von Bedeutung, dass Art und Richtung der (erkannten und korrigierten) Erhebungsfehler angegeben werden.

Der Vergleich mit anderen Zensus kann mit Gewinn in die Auswertung miteinbezogen werden. Er belebt nicht nur die Darstellung, sondern kann auch Fragen aufwerfen, die u. a. die Datenqualität betreffen oder die Erklärung von Unterschieden oder Ähnlichkeiten. Der Vergleich ist aber nicht unabdingbar, wohl aber die Bemühung um Vergleichbarkeit der Darstellung.

Hinter dem Erscheinungsbild, das die deskriptiven Statistiken zum Vorschein bringen, können immer bestimmte Normen stehen, die dann den Statistiken erst ihren Sinn geben. Der EZ gibt damit Auskunft über Domänen der Konformität und das kann er auch bei kleinen und unsystematisch zusammengestellten Stichproben. Es ist deshalb angebracht, bei der Auswertung die vorhandenen normativen Gegebenheiten mizureflectieren.

Für die Auswertung einer ganzen Reihe von Fragekategorien des Zensus benutzt man Häufigkeitsverteilungen. Wir stellen diese Auswertungsform im Folgenden nur exemplarisch und nicht für alle in Frage kommenden Kategorien vor. Wir werden im Folgenden darüber hinaus eine Reihe von Indizes darstellen. Die Darstellung kann

nicht erschöpfend sein. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, die große Bedeutung der Indizes zu demonstrieren.

IV.1 Geschlecht

Aus den Daten zum Geschlecht kann man einen sehr grundlegenden Index ableiten, die so genannte Sexualproportion. Das ist das Zahlenverhältnis von männlicher zu weiblicher Population. Bezieht man das Zahlenverhältnis auf die Gesamtheit der Lebendgeborenen, erhält man die Sexualproportion bei Geburt. Diese Sexualproportion, sie wird manchmal auch sekundäre Sexualproportion³ genannt, ist eine Art von biologischer Konstante. Sie liegt in allen gut dokumentierten Fällen bei 104 (Jungengeburten auf 100 Mädchen geburten) bis 107 (Shryock et al. 1976: 109).⁴ Eine alternative Darstellung der Proportion ist 1,04 bis 1,07, und für statistische Analysen ist der Prozentsatz von Jungengeburten bezogen auf alle Geburten 50,98% (oder 0,5098) bis 51,69% angemessen. Damit ist diese Sexualproportion ein Prüfstein für die Datenqualität des Zensus. Große Abweichungen zeigen an, dass ein Geschlecht systematisch ‚unterschlagen‘ wurde, was mit großer Sicherheit mit bestimmten Wertvorstellungen der Kultur zusammenhängen wird.

Berechnet wird diese Sexualproportion aus der Gesamtheit der Daten zu den lebend geborenen Kindern. Es werden hier also auch die zum Zeitpunkt des Zensus schon verstorbenen Kinder mitgezählt.

Beispiel: Gainj, Papua Neuguinea

Die Gainj sind eine Gruppe von Feldbauern, die am Rand des Hochlands von Papua Neuguinea leben. Über die Gainj findet man in der Literatur folgende Daten zur Sexualproportion: Es wurden 24 Mädchen und 27 Jungen geboren (Wood 1980: 97). Das ergibt eine Sexualproportion von $100 \times 27 / 24 = 112$. Der Wert liegt um einiges über den oben genannten Standardwerten. Aber die Stichprobe ist sehr klein. Wenn man von einem wahren Wert der Sexualproportion von 104 ausgeht und ein Sicherheitsniveau von 95% haben will, dann liegt das Konfidenzintervall zwischen 57,7 Jungen pro 100 Mädchen und 187,7.⁵ Das heißt, wenn man viele Stichproben von der gleichen Größe (51 Geburten) zieht, wobei für die Grundgesamtheit eine Sexualproportion von 104 gilt, dann erhält man in 95% aller Fälle eine Sexualproportion die zwischen 57,7 und 187,7 liegt. Es besteht demnach kein Anlass zu der Vermutung, dass bei den Gainj eine abweichende Sexualproportion vorliegt.

Die Sexualproportion kann sich selbstverständlich in den höheren Altersklassen verändern, und das ist auch in fast allen Populationen der Fall. Auskunft darüber gibt meist die Sexualproportion, die sich auf die Gesamtheit der „de jure Population“ (ohne Verstorbene) bezieht. Bei guter Datenqualität gibt diese Sexualproportion Auskunft über die Lebensqualität der Geschlechter. Liegt der Wert deutlich über 100, dann sind die Überlebenschancen der weiblichen Bevölkerung geringer als die der männlichen. Die Sexualproportionen von „de facto“ und „de jure Population“ können sehr verschieden sein, z. B. wenn hauptsächlich ein Geschlecht abgewandert ist (siehe nächsten Abschnitt).

³ Die primäre Sexualproportion bezieht sich auf den Zeitpunkt der Zeugung.

⁴ Es gibt zwar eine ziemlich umfangreiche Literatur über abweichende Sexualproportionen bei Geburt. Die Abweichungen sind aber meist geringfügig. Darüber hinaus reagiert die Sexualproportion sehr empfindlich auf die Stichprobengröße, d. h. bei den kleinen ethnologischen Stichproben ist der Zufallsfehler sehr groß (s. u.).

⁵ Für die Berechnung des Konfidenzintervalls wandelt man die Sexualproportion in % Jungengeburten bezogen auf die Gesamtzahl der Geburten um (für die Sexualproportion von 104 ergibt das $104 / (104+100) = 0,5098$).

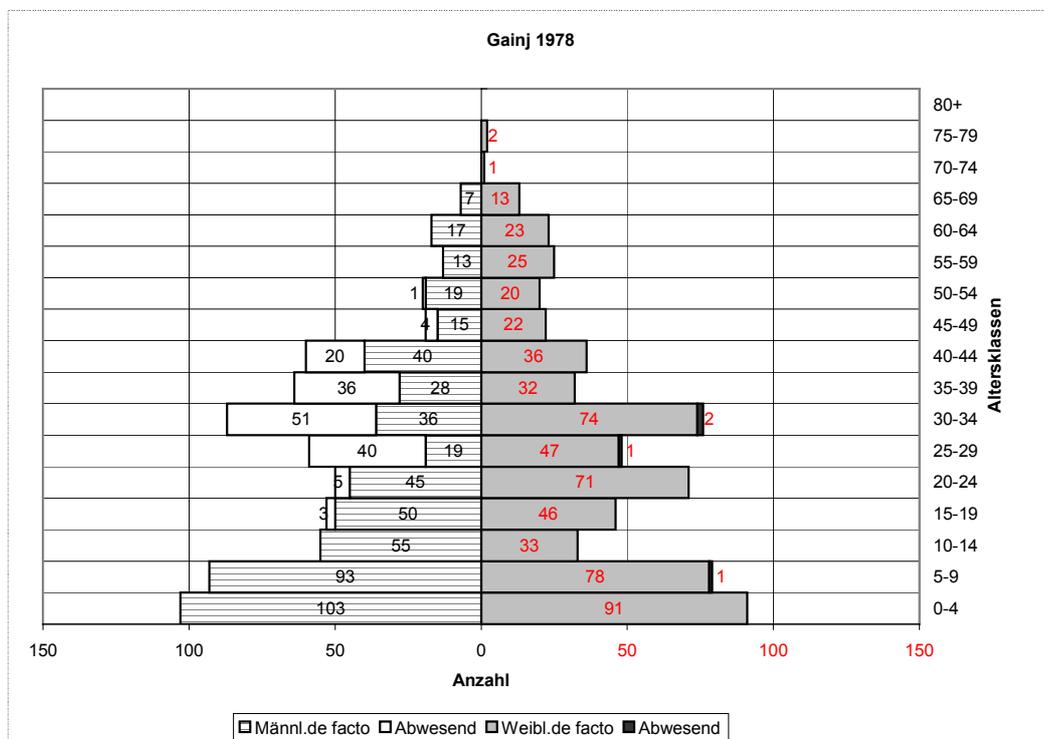
IV.2 Geburt

Das Geburtsdatum lässt sich über den Stichtag der Zensuserhebung in Altersangaben umwandeln. Man betrachtet hier selbstverständlich nur die zum Zensuszeitpunkt lebenden Personen. Mit diesen Angaben kann man die Altersverteilung der Bevölkerung beschreiben. Üblicherweise bildet man dabei für jedes Geschlecht Altersklassen von 5 Jahren (0 – 4, 5 – 9, ...), oder ein Mehrfaches davon. Eine gängige graphische Darstellung ist die Alterspyramide. Diese Darstellungsform hat den Nachteil, dass das Auge Unterschiede in den Altersklassenbesetzungen der beiden Geschlechter in solchen Graphiken nur erkennen kann, wenn sie groß sind. Über den Vergleich der geschlechtsspezifischen Altersverteilungen von „de jure“ und „de facto Population“ kann man auch einen Einblick in das altersspezifische Migrationsverhalten der beiden Geschlechter bekommen.

Beispiel: Gainj, Papua Neuguinea

Mit einem Zensus wurden 1485 Personen erfasst. Bei der Altersbestimmung hatte Wood (1980) alle drei Schätzmethode benutzt (siehe II.1.3). Es wurden die „de facto“ und die „de jure Population“ erhoben (siehe Abbildung 2). Die „de facto Population“ ist hier definiert als die Personen, „who were residing (as opposed to temporarily visiting) in the study area“, und die „de jure Bevölkerung“ als die „de facto Population“ plus all die Personen, „who are temporarily residing elsewhere but are considered to be members of the local population“ (Wood 1980: 70, n.1).

Abbildung 2 Alterspyramide der „de facto“ und der „de jure Population“ der Gainj, Papua Neuguinea 1978 – Altersklassen zu fünf Jahren (Quelle: Wood 1980)



Wenn man die Größe der Altersklassen mit fünf Jahren festlegt, erhält man die Alterspyramide von Abbildung 2. Die Tatsache, dass die Graphik auch wirklich ungefähr die Form einer Pyramide annimmt, ist ein erstes Ergebnis der Analyse. In jeder Altersklasse stirbt ein bestimmter Anteil von Personen, so dass sich diese

Population nach oben hin immer weiter ‚ausdünn‘. In vielen westlichen Industrieländern hat die Alterspyramide inzwischen eine andere Form. Sie ist keine Pyramide mehr, sondern hat eher die Form eines Eis, das auf seiner flachen Seite steht.⁶ Gründe dafür sind im Wesentlichen die zurückgehenden Geburtenzahlen und die steigenden Lebenserwartungen älterer Menschen. In Abbildung 2 sieht man eine ganze Reihe Abweichungen von einer ebenmäßigen Pyramidenform. Das ist üblich bei Altersverteilungen, die sich auf einen ethnographischen Zensus stützen. Je kleiner die erfasste Gesamtheit ist, desto wahrscheinlicher werden Unregelmäßigkeiten, die allein auf Zufallsschwankungen zurückzuführen sind und dadurch verursacht werden, dass die einzelnen Altersklassen so schwach besetzt sind.

Man kann diesen Effekt abschwächen, indem man größere Altersklassen bildet. In der nächsten Abbildung haben wir die Bevölkerung in Altersklassen von zehn Jahren zusammengefasst.

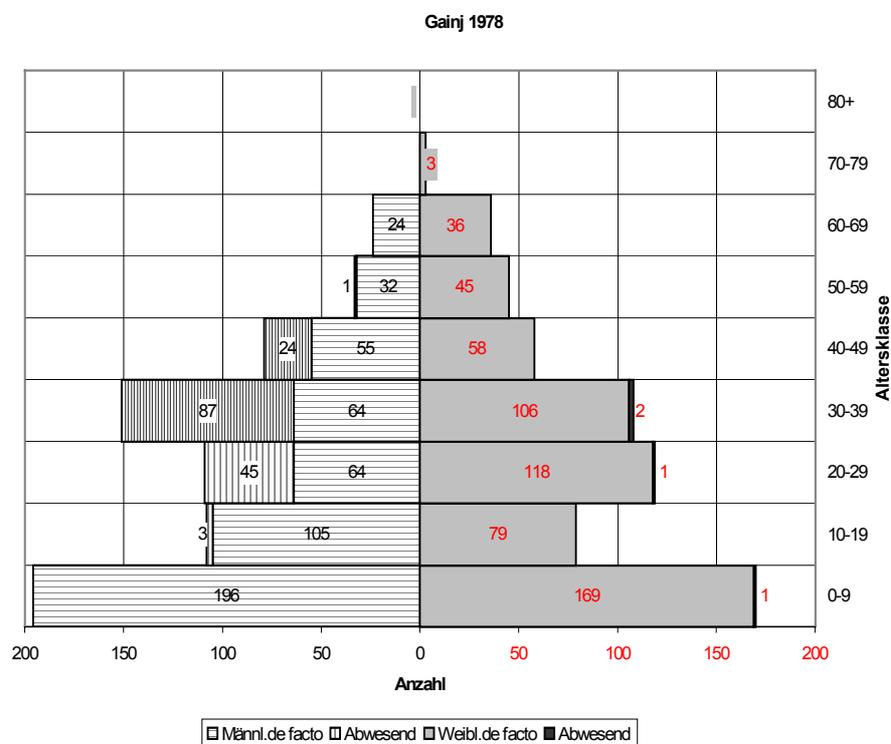


Abbildung 3 Alterspyramide der „de facto“ und der „de jure Population“ der Gainj, Papua Neuguinea 1978 – Altersklassen zu zehn Jahren (Quelle: Wood 1980)

Es sind zwar immer noch Unregelmäßigkeiten vorhanden, aber die sind nun deutlich schwächer. Erhalten blieb allerdings die ‚Taille‘ in der Altersklasse 10 bis 19 Jahre. Für diese Taille gibt es auch eine Erklärung. Ungefähr 10 Jahre vor dem Zensus hat in den Hochlandprovinzen von Papua Neuguinea eine Grippeepidemie gewütet, der vor allem kleine Kinder und alte Menschen zum Opfer fielen. Dieses Ereignis hat tiefe Spuren in der Altersverteilung hinterlassen (op. cit.: 77). Darüber hinaus sieht man sofort, dass sich ein größerer Teil der männlichen „de jure Bevölkerung“

⁶ Siehe <http://www.statistik-bund.de/basis/d/bevoe/bevoegra2.htm> für die Alterspyramide der BRD; Stand 08.99

außerhalb des Untersuchungsgebietes aufhält, nicht so die Frauen. Es handelt sich um Kontraktarbeiter, die in den küstennahen Plantagen arbeiteten (op. cit.: 71). Das erklärt auch das Alter der Abwesenden.

Weiterhin sehen wir in Abbildung 3, dass bis zum Alter von 49 fast durchgängig die Zahl der Männer deutlich die Zahl der Frauen überwiegt. Hierin zeigt sich, dass die Frauen schlechtere Lebensbedingungen hatten als die Männer.

Die Altersverteilung in Kombination mit anderen Merkmalen hat hier Auskunft über einige durchaus nicht marginale Aspekte im Leben der Gainj gegeben. Dabei haben wir den Zusammenhang von gleich drei Zensuskategorien berücksichtigt, nämlich den von Alter, Geschlecht und Residenz. Selbstverständlich können auch zwischen anderen Kategorien solche Zusammenhänge untersucht werden.

Ein bedeutsamer Index, der wesentlich mit dem Alter verbunden ist, ist der so genannte Abhängigenquotient. Er beschreibt das Verhältnis von Versorgten zu Versorgern (100 mal Anzahl der Versorgten durch Anzahl der Versorger). Der Berechnung wird üblicherweise ein Alterskriterium zugrunde gelegt. In einer Berechnung für England und Wales zählten alle Frauen im Alter von 16 bis 60 Jahren und alle Männer im Alter von 16 bis 65 Jahren als Versorger (cf. Newell 1988: 31). Das Verhältnis von Versorgten zu Versorgern ist, wie gesagt, in allen Kulturen wesentlich abhängig vom Alter. Welche der Altersstufen der einen oder der anderen Klasse zugeschlagen wird, ist allerdings ziemlich variabel und außerdem hängt der Versorgerstatus bekanntlich nicht allein vom Alter ab. Es ist deshalb durchaus sinnvoll (zusätzlich zum Alter), im EZ direkt den Versorgungsstatus zu erfassen.

Beispiel: Das Dorf Sawahan, Java

Schweizer definiert als Abhängige Personen solche im Alter von unter 15 und über 64 Jahren. Nach dieser Definition kamen laut Zensus (Schweizer 1989: 630, Tabelle 4 - 13) auf 905 Versorger 707 Abhängige, oder auf 100 Versorger 78 Versorgte ($100 \times 707 / 905 = 78,1$). Diese ziemlich hohe Zahl ergibt sich aber nicht wie heute in Deutschland aus dem hohen Anteil von alten Menschen, sondern aus der großen Zahl der jungen Menschen. Nur 11% der Versorgten gehörten in Sawahan zu den alten Menschen, in Deutschland waren es 1998 50% aller Abhängigen (gleiche Definition wie bei Schweizer).⁷

IV.3 Kinder

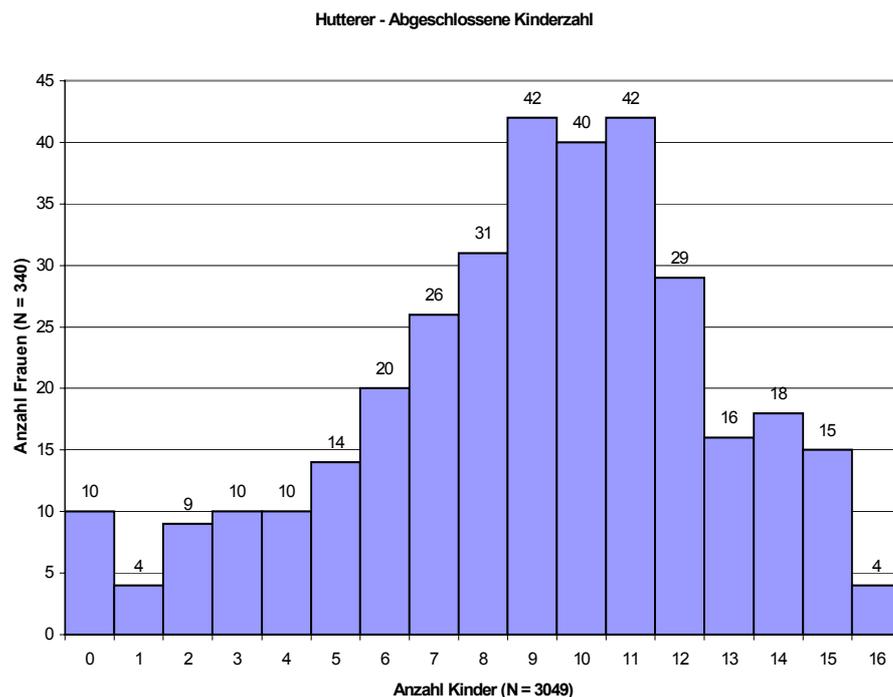
Die Daten über die jemals geborenen Kinder erlauben Aussagen über die Fertilität der Untersuchten. Ein einfaches Fertilitätsmaß ist die so genannten abgeschlossene Kinderzahl, das ist die durchschnittliche Kinderzahl, die Frauen nach Beendigung ihrer fertilen Phase erreicht haben. Das Ende der fertilen Phase wird dabei mit 40 oder auch 45 Jahren festgelegt. Frauen können zwar auch noch in höherem Alter Kinder bekommen. Der dadurch entstehende Fehler ist aber vernachlässigbar klein. Man kann selbstverständlich auch direkt erheben, ob die fertile Phase einer Frau abgeschlossen ist. Das ist besonders dann nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert, wenn in größerem Umfang die fertile Phase künstlich (i. e. durch Sterilisierung) vorzeitig beendet wird.

Beispiel: Hutterer

⁷ Quelle: Statistisches Bundesamt; <http://www.statistik-bund.de/basis/d/bevoe/bevoetab2.htm>; 15/7/1999

Die Hutterer sind eine Gruppe von Wiedertäufern, die sich 1874 in den USA niedergelassen haben. Wir wählen diese Gruppe als Beispiel, weil sie unter allen gut dokumentierten Fällen die höchste Fertilität aufweist. Sie lässt sich damit als Vergleichsmaßstab heranziehen. Abbildung 4 zeigt die Daten von Frauen über 44 Jahren.

Abbildung 4 Abgeschlossene Kinderzahl der Hutterer (Quelle: Lang & Göhlen 1985)



Zu lesen ist das Diagramm folgendermaßen: die erste Säule bezieht sich auf Frauen mit 0 Kindern. Kinderlos sind also 10 Frauen geblieben. Im Durchschnitt hatten diese Hutterer-Frauen nach Abschluss ihrer fertilen Phase (3049/340) 8,97 Kinder bekommen (cf. Lang & Göhlen 1985: 395). Diese Daten beziehen sich auf alle lebend geborenen Kinder der Frauen und nicht nur auf die zum Zeitpunkt der Erhebung noch lebenden Kinder. Würde man auch noch die Sterblichkeit der Kinder mit in die Betrachtung einbeziehen, hätte man kein reines Fertilitätsmaß mehr, sondern würde Aussagen über die Fertilität der Frauen mit denen über die Mortalität ihrer Kinder vermischen. Ein Vergleich mit der Fertilität anderer Gruppen wäre dann nicht mehr möglich.

Die abgeschlossene Kinderzahl gibt nur dann Auskunft über die aktuelle Fertilität der untersuchten Bevölkerung, wenn diese sich nicht über die Zeit verändert hat. Das trifft aber heute vielfach nicht zu. Fast überall auf der Welt ist heute vielmehr ein Fertilitätsrückgang zu beobachten (cf. Livi-Bacci 1997). In solchen Fällen beschreibt die abgeschlossene Kinderzahl nur Verhältnisse, die in der Vergangenheit galten, und nicht die aktuellen. Will man unter solchen Bedingungen die aktuellen Verhältnisse analysieren, muss man die Fertilität derjenigen Frauen in die Analyse einbeziehen, die ihre reproduktive Phase noch nicht abgeschlossen haben (also Frauen unter 40 oder 45 Jahren). Wie man solche Analyse angeht, ist ausführlich in

Schulze (1997) und Pauli (1999, 2000) beschrieben. Bei diesen Analysen ist es besonders hilfreich, dass manche der Datenkategorien des ethnographischen Zensus unterschiedliche Zeitebenen widerspiegeln und es erlauben, historische Prozesse zu verfolgen.

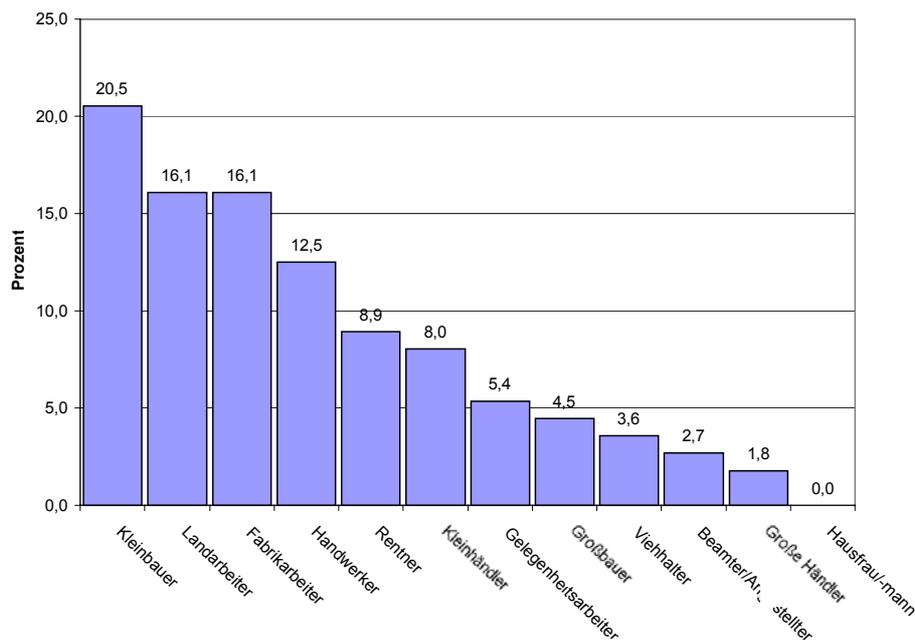
IV.4 Beruf

Zensusdaten zu Berufen lassen sich als Häufigkeitsverteilung darstellen. Wenn es allerdings viele verschiedene Berufe gibt, kann die Häufigkeitsverteilung ziemlich uninformativ werden. Es ist dann üblich, die Berufe zu Klassen zusammenzufassen. Die meisten nationalen Zensus benutzen solche Klassifikationen. Man kann auch die Untersuchten selbst eine solche Klassifikation der Berufe liefern lassen. Oft ergeben sich auch aus der Problemstellung der Feldforschung Kriterien für die Klassenbildung.

Beispiel: Das Dorf Sawahan, Java

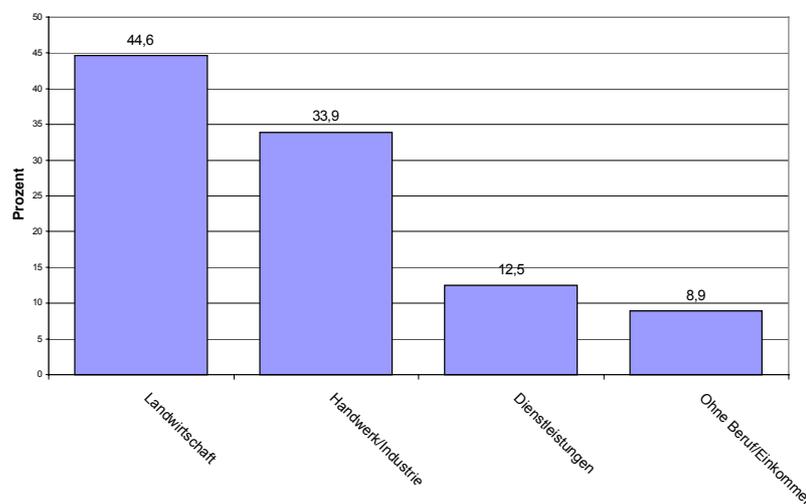
Die Schweizer (s. o.) haben bei ihrem Zensus auch Berufe erhoben. Erfasst wurden 12 Berufskategorien, die fast alle auch für die Untersuchten eine Kategorie mit einem eigenen (javanischen) Namen darstellen (Schweizer 1989: 196 ff.). Zu den Ausnahmen gehört die Kategorie der Viehhalter, die Schweizer selbst gebildet hat. Sie besteht im Wesentlichen aus Enten- und Hühnerhaltern. Bei Männern gab es häufig noch Nebenberufe, die die Schweizer ebenfalls erhoben haben. Der Umstand warf die Frage auf, nach welchen Kriterien sich der Haupt- vom Nebenberuf unterscheidet. Wie sich zeigt, war es die Höhe des Einkommens, die den Unterschied bestimmte (op. cit.: 196). Die Resultate des Zensus für die Berufe der Haushaltsvorstände zeigt Abbildung 5.

Abbildung 5 Hauptberufe der Haushaltsvorstände (N=112) Sawahans, Java (Quelle: Schweizer 1989, Zensus 1979)



Durch die Datenbeschriftung sind die Originaldaten in Schweizers Buch vollständig rekonstruierbar. Man braucht also bei der Publikation der Ergebnisse keine gesonderte Datentabelle mehr, die sonst erforderlich wäre. Die letzte Berufskategorie (Hausfrau/-mann) ist in diesem Fall zwar nicht besetzt, trotzdem sind es unübersichtlich viele Berufskategorien. Die Kategorien müssen deshalb noch weiter zusammengefasst werden. Schweizer hat u. a. die Berufe nach Wirtschaftssektoren zusammengefasst (die Klasse ‚ohne Beruf/Einkommen‘ fasst die Kategorien ‚Rentner‘ und ‚Hausfrau/-mann‘ zusammen). Das ergibt dann folgendes Bild (Abbildung 6):

Abbildung 6 Hauptberufe der Haushaltsvorstände (N=112) Sawahans, Java, nach Wirtschaftssektoren geordnet (Quellen: Schweizer 1989, Zensus 1979)



Die Verteilung entspricht dem, was man in Entwicklungsländern mit stark wachsender Bevölkerung immer häufiger antrifft. Der landwirtschaftliche Sektor nimmt an Bedeutung ab. Weniger als die Hälfte der Haushaltsvorstände ist noch im Hauptberuf in der Landwirtschaft tätig. Die Menschen müssen in anderen Wirtschaftssektoren ihr Auskommen finden. Um diese These detaillierter zu überprüfen, böte es sich an, die Berufsverteilung nach Alterskategorien aufzuteilen. Hierbei würde man dann erkennen, ob es gerade die jungen Altersgruppen sind, die ihr Auskommen in anderen Sektoren als der Landwirtschaft suchen, oder ob dieser Trend für alle Altersgruppen gilt. Da Schweizer diese Daten nicht publiziert hat, können wir dies hier nicht tun. Wie man bei einer solchen Analyse vorgeht, werden wir im nächsten Abschnitt zeigen.

IV.5 Schulbildung

Bislang haben wir uns auf so genannte Querschnittuntersuchungen beschränkt. Wir haben aus der Zeitachse sozusagen einen zeitlichen Querschnitt, man spricht hier von Periode, herausgenommen und untersucht, wie die Verhältnisse in dieser Periode ausgesehen haben. So haben wir z. B. untersucht, welche Berufe die Bewohner von Sawahan zum Zeitpunkt des Zensus hatten, bzw. wie viele Kinder die Hutterer-Frauen über 44 im Durchschnitt zum Zeitpunkt des Zensus hatten. Die Periode umfasst in diesen Fällen einen Tag, den Stichtag des Zensus. In anderen

Untersuchungszusammenhängen kann die betrachtete Periode sehr viel länger sein (s. u.).

Wenn wir erkennen wollen, ob sich die Verhältnisse im Laufe der Zeit verändert haben, benötigen wir einen anderen Untersuchungsmodus, die so genannte Längsschnittuntersuchung. Eine sehr nützliche Form dieses Untersuchungsmodus ist bei der Auswertung des ethnographischen Zensus die so genannte Kohortenanalyse. Kohorten nennt man eine Menge von Personen, die alle in einem bestimmten Zeitraum ein bestimmtes Ereignis erlebt haben (cf. Höhn et al. 1987). Eine Geburtskohorte ist demnach eine Menge von Personen, die alle im gleichen Zeitraum geboren wurden. Weitere Arten von Kohorten wären Heiratskohorten oder Immigrantenkohorten. Wie man bei einer Kohortenanalyse vorgeht, werden wir nun an einem Beispiel vorführen.

Beispiel: Das Dorf Pueblo Nuevo, Mexiko

Die Frage, der wir in diesem Beispiel nachgehen wollen, ist folgende: Hat sich an der Schulbildung der Frauen im vergangenen Jahrhundert etwas geändert? Wir wollen also wissen, ob sich die Verhältnisse im Lauf der Zeit geändert haben, und werden dazu die Kohortenanalyse benutzen. Welche Daten der ethnographische Zensus von Pauli zu dieser Frage zu bieten hat und wie man sie für die Kohortenanalyse aufbereitet, zeigt Tabelle 2.

Tabelle 2 Kohorten und Schulbildung in Pueblo Nuevo, Mexiko (Quelle: Pauli 2000)

Geburtskohorten	N	Anteil in %			
		Analphabe- tin	Unvollständige <i>Primaria</i>	Vollständige <i>Primaria</i>	<i>Secundaria</i> oder mehr
1908-1927	7	71,4	28,6		
1928-1937	11	72,7	27,3		
1938-1947	16	25,0	75,0		
1948-1957	28	21,4	71,4	3,6	3,6
1958-1967	38		47,4	34,2	18,4
1968-1977	67		34,3	28,4	37,3
1978-1982	31		16,1	32,3	51,6
<i>Insgesamt</i>	198	11,6	41,9	21,7	24,8

Insgesamt hat Pauli 198 Frauen befragt, die zum Zeitpunkt der Zensuserhebung (1997, cf. Pauli 2000) zwischen 15 und 89 Jahren alt waren. Die zwischen 1928 und 1977 geborenen Frauen wurden in 10 Jahreskohorten eingeteilt. Wir haben es hier also mit Geburtskohorten zu tun. Die erste Kohorte (1908-1927) und die letzte Kohorte (1978-1982) folgen nicht dieser Regel: In der ältesten Kohorte lebten nicht mehr genügend Frauen, um eine eigene Kohorte zu bilden, und da nur Frauen, die 15 Jahre oder älter waren, befragt wurden, umfasst die letzte Kohorte in dieser Kohorteneinteilung nur fünf Jahre.

Das mexikanische Schulsystem beginnt mit einer sechsjährigen Grundschule, die *Primaria* genannt wird. Daran anschließend kann man eine weiterführende Schule - eine so genannte *Secundaria* - besuchen die drei Schuljahre umfasst. Es folgt die *Preparatoria*, die wiederum drei Schuljahre umfasst und mit deren Abschluss man sich an einer Universität einschreiben kann. Der Besuch einer *Preparatoria* und einer

Universität ist in der Gemeinde äußerst selten. Aus diesem Grund wurden die Kategorien *Secundaria*, *Preparatoria* und Universität zu einer Kategorie ‚*Secundaria* oder mehr‘ zusammengefasst (für eine detailliertere Analyse dieser Kategorie cf. Pauli 2000: 88ff.).

Wir können diese Daten einer Querschnittuntersuchung unterziehen. Die betrachtete Periode umfasst dann beinahe ein dreiviertel Jahrhundert. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist die Verteilung der Schulbildung für alle Frauen (letzte Zeile ‚Insgesamt‘ in Tabelle 2). Bei dieser Betrachtung kommen wir zu dem Schluss, dass es nur wenige Frauen gibt, die gar keine Schulbildung haben, verhältnismäßig viele Frauen zumindest einige Jahre in die Grundschule gegangen sind, und sogar ein recht hoher Anteil von knapp 25% eine weiterführende Schule besucht hat. Das ist nur ein sehr grobes Bild der Verhältnisse. Denn, wie der Kohortenvergleich in Tabelle 2 zeigt, sind es vor allem die drei jüngsten Kohorten, die eine weiterführende Schule besucht haben, wohingegen der Anteil an Analphabetinnen in den vier ersten Kohorten hoch ist. An dieses Ergebnis können anschließend weitere Fragen gestellt werden. Zum Beispiel bietet es sich bei den Daten in Tabelle 2 an, in einem zweiten Schritt zu fragen, ob die Frauen mit besserer Schulbildung auch wirtschaftlicher besser gestellt sind (cf. Pauli 2000).

Die hier durchgeführte Kohortenanalyse soll exemplarisch zeigen, wie vorteilhaft ein solcher zeitlicher Vergleich bei der Analyse ethnographischer Zensusdaten sein kann. Auch die Daten zu anderen Zensuskategorien kann man in dieser Weise analysieren.

IV.6 Haushalt und Familie

Haushalte und Familien sind dynamische Gebilde. Es gibt junge und alte Familien, junge und alte Haushalte, und die Position im Familien- und Haushaltszyklus hat ersichtlich auch Einfluss auf die Größe des Haushaltes und der Familie. Darüber hinaus gibt es in jeder Kultur Präferenzen und mehr oder weniger verbindliche Regeln, wie ein Haushalt zusammengesetzt sein soll. Eine verständige Auswertung geht deshalb am besten von der Analyse der Idealvorstellungen (Normen und Werte) zum Familien- und Haushaltszyklus aus und leitet daraus die zu erwartende Verteilung ab. Der Vergleich der erwarteten Verteilung mit der tatsächlichen erlaubt eine Beurteilung der Idealvorstellungen und der gegebenen Rahmenbedingungen. Weiterhin gibt man noch mindestens Mittelwert, Minimum und Maximum der Haushaltsgröße an.

Beispiel: Das Dorf Sawahan, Java

Auf Java besteht nach Schweizer allgemein, und zwar bei Eltern wie Kindern der ‚Wunsch‘, dass jede Familie in einem eigenen, ‚autonomen‘ Haushalt lebt. Die postnuptiale Residenz ist vorzugsweise neolokal. Sollte das Haus für das junge Paar noch nicht fertig sein, lebt es im Haushalt der Eltern des Ehemannes (Schweizer 1989: 120 f.). Nach diesen Regeln und Präferenzen kann man erwarten, dass die Haushalte in Sawahan hauptsächlich aus Kernfamilien und noch kleineren Einheiten bestehen. Die folgende Tabelle 3 zeigt die Resultate der Zensusauswertung.

Tabelle 3 Haushaltszusammensetzung von 112 Sawahan Haushalten, Java (Quelle: Schweizer 1989: 631; Tabelle 5-1, Zensus 1979)

KERNFAMILIEN UND KLEINER		KOMPOSITE ZUSAMMENSETZUNGEN	
	%		%
Alleinstehende Person	4,5	Kernfamilie + FF/FM/MF/MM	9,8
F-M	4,5	Kernfamilie + FB/FZ/MB/MZ	3,6
F-M-C	52,7	Kernf. + Sonstige Verwandte/Nicht-Verwandte	3,6
F-C	2,7	Kernfamilie + verheirateter Sohn mit Familie	7,1
M-C	7,1	Kernf. + geschiedene/verwitwete Tochter mit C	4,5
Summe	71,4	Summe	28,6

Abkürzungen: F – Vater, M – Mutter, Z – Schwester, C – Kinder, B – Bruder

Man sieht sofort, dass sich die Wertvorstellungen auf Java deutlich in der Haushaltszusammensetzung niederschlagen; sie sind handlungsrelevant und die Rahmenbedingungen lassen das offenbar auch zu. Nur 28,6% der Haushalte sind komposit, enthalten also mehr als eine Kernfamilie, während die überwiegende Mehrheit, nämlich 71,4%, aus Kernfamilien oder kleineren Einheiten besteht. Zu einem Haushalt gehören im Durchschnitt 5 Personen, minimal eine Person, meist durchaus regelkonform eine Witwe oder ein Witwer, und maximal 9 Personen (Schweizer 1989: 120 f.).

IV.7 Bevölkerungsgröße und Wachstumsrate

In jedem Fall sind schon allein die Angaben zur Größe der untersuchten Gesamtheiten von einiger Erklärungskraft. Ob der Ethnograph sich mit einer kleinen ziemlich isolierten Gruppe befasst hat, die nur 150 Personen umfasst, oder in einem Dorf mit 1500 Einwohnern gearbeitet hat oder in einer Stadt von 150000 Einwohnern - diese Größenunterschiede werden mit Sicherheit einen Einfluss auf die Lebensweise der Menschen haben.

Von mindestens ebenso großer Erklärungskraft ist die Wachstumsrate der untersuchten Gesamtheit. Das gilt übrigens auch für ethnographische Studien von Organisationen, wie z. B. Wirtschaftsbetrieben. Ethnologen haben immer häufiger Zugang zu Daten, aus denen man die Wachstumsrate ableiten kann. Für die Bevölkerungswachstumsrate (r) sollte man nicht gewöhnliche Prozentwerte benutzen, sondern die so genannte exponentielle jährliche (!) Wachstumsrate. Da dieser Index Standard bei der Berechnung von Bevölkerungswachstumsraten ist, eröffnet er eine Vielzahl von Vergleichsmöglichkeiten. Er wird folgendermaßen berechnet:

$$r = \ln(P_j/P_i)/x$$

Es bedeutet:

\ln – Natürlicher Logarithmus (des Klammerausdrucks)

P_j - Größe der Bevölkerung am Ende der Betrachtungsperiode (Jahr j)

P_i - Größe der Bevölkerung am Anfang der Betrachtungsperiode (Jahr i)

x - Zeitraum, Differenz $j - i$.

Diese, wohlgermerkt jährliche, exponentielle Wachstumsrate unterscheidet sich (in diesem Kontext meist) geringfügig von der jährlichen geometrischen Wachstumsrate, die bei einem Zeitraum von einem Jahr dem Wachstum entspricht, das sich mit einfacher Prozentrechnung ermitteln lässt. Üblich ist die exponentielle Wachstumsrate mit 100 zu multiplizieren und auch hier von Prozent zu sprechen. Bis 4,5% kann es sich um eine natürliche Wachstumsrate handeln, das ist eine Wachstumsrate, die sich allein aus Geburten und Todesfällen ergibt. Spätestens bei Werten von über 4,5% ist immer auch Zuwanderung am Bevölkerungswachstum beteiligt.

Beispiel: Das Dorf Sawahan, Java

Der Schweizerische Zensus (Schweizer 1989) hat nur eine Stichprobe der Haushalte des Dorfes Sawahan erfasst. Im Archiv hat Schweizer aber Daten über die Gesamtbevölkerung des Dorfes gefunden. Sie sind in Abbildung 7 enthalten.

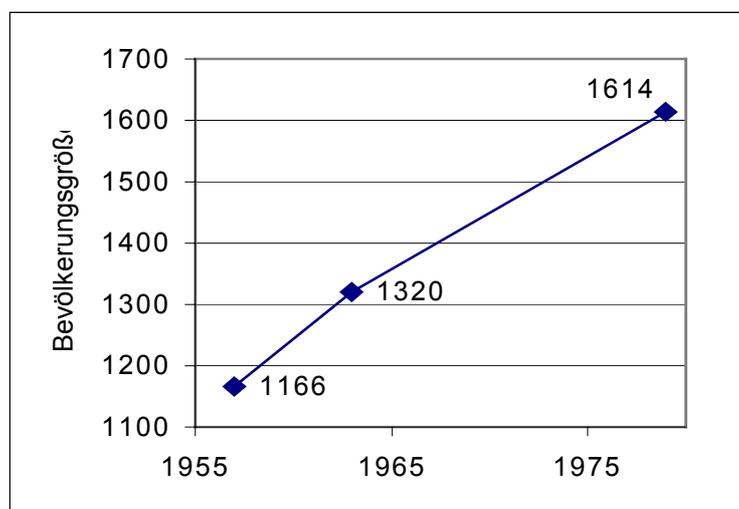


Abbildung 7 Bevölkerungsentwicklung Sawahans, Java, 1957, 1963, 1979 (Quelle: Schweizer 1989)

Wie man sieht, handelt es sich um drei Datenpunkte. Man erkennt auch sofort, dass die Bevölkerung von Sawahan zwischen 1957 und 1979 beträchtlich gewachsen ist. Das hatte seine Konsequenzen für die Verteilung des Landbesitzes (s. o. unter Berufe). Wir wollen uns zunächst einmal ansehen, welche Ergebnisse wir bekommen, wenn wir versuchen, mit einfacher Prozentrechnung auszukommen. Zwischen 1957 und 1963 ist danach die Bevölkerung um 13% gewachsen, in der nächsten Periode um 22%. Der Prozentsatz ist in der zweiten Periode größer als in der ersten. Daraus kann man aber nicht ableiten, dass die Bevölkerung in der zweiten Periode schneller gewachsen ist als in der ersten, denn die zweite Periode ist erheblich länger als die erste. Wie uns ein Blick auf die Abbildung zeigt, ist die Bevölkerung in der zweiten Periode sogar langsamer gewachsen ist. Wir berechnen nun die exponentiellen Wachstumsraten, und erhalten folgende Resultate: Die Bevölkerung wuchs zwischen 1957 und 1963 um jährlich 2,1%⁸ und zwischen 1963 und 1979 um 1,3%. Nun lassen sich die beiden Resultate direkt vergleichen. Man sieht nun, dass das Tempo des Wachstums deutlich abgenommen hat. Welche enorme Sprengkraft hinter einer Wachstumsrate von 2,1% steht, wird deutlich, wenn

⁸ Nach der angegebene Formel: $\ln(1320/1166)/(1963-1957) = 0.0206754 \times 100$

wir uns vergegenwärtigen, dass eine Bevölkerung, die in diesem Tempo wächst, sich alle 33 Jahre verdoppelt.⁹

Wenn man die Wachstumsrate Sawahans mit der von Indonesien insgesamt vergleicht, erhält man folgendes Bild:

Tabelle 4 Exponentielle jährliche Wachstumsrate – Vergleich Indonesien gesamt und Sawahan, Java

Zeitraum	Indonesien ¹⁰	Sawahan, Java
1957-1963	2,1	2,1
1963-1979	2,2	1,3

Während Sawahans Wachstumsrate zunächst der nationalen Wachstumsrate entsprach, divergierten die Wachstumsraten in der zweiten Phase deutlich (Tabelle 4). Der Vergleich wirft Fragen auf, unter anderem diese: Wie kam es, dass sich Sawahan vom nationalen Trend abgekoppelt hat? Auf welche Weise hat es sich abgekoppelt? Antworten darauf sind zumindest partiell im ethnographischen Zensus zu finden. So könnte man mit der Untersuchung der Residenzorte von „de jure Bevölkerung“ und der Geburtsorte der „de facto Bevölkerung“ ermitteln, wie die Wanderungsbilanz aussieht. Der Vergleich der Geburtshäufigkeiten in den beiden betrachteten Perioden könnte zusätzlich Aufschluss geben, ob es sich bei dem Rückgang um eine natürliche Bevölkerungsbewegung gehandelt hat. Erneut sehen wir, dass der EZ nicht nur Daten enthält, die den aktuellen Zustand der untersuchten Gesamtheit wiedergeben, sondern auch Daten, die Prozesse zu studieren erlauben.

IV.8 Zensusbericht

Wenn man sich in ethnographischen Berichten nach Zensusergebnissen umsieht, wird man erkennen, dass fast nie eine systematische Auswertung vorgelegt wird. Das hängt sicherlich mit der thematischen Breite des EZ zusammen. Uns ist ein Fall bekannt, wo die Redaktion einer ethnologischen Zeitschrift an einem Zensusbericht bemängelte, die Darstellung habe keinen thematischen Fokus. Das hat ein Zensusbericht in der Tat nicht; andererseits wird schon seit langem bei ethnographischen Berichten in der Tat eine problemorientierte Darstellung bevorzugt. Diese Bevorzugung sollte aber nicht soweit gehen, dass wertvolle ethnographische Erkenntnisse nicht publiziert werden, nur weil sie nicht ins gängige Darstellungsformat passen.

Die Rohdaten des ethnographischen Zensus werden fast nie veröffentlicht. Eine der seltenen Ausnahmen stammt von Fischer (1975). Ein Grund für diese Publikationslücke waren sicherlich die hohen Druckkosten. Das Fehlen publizierter Rohdaten ist bedauerlich. Denn, wie oben gesagt, ist die Auswertung eines Zensus immer nur vorläufig abgeschlossen. Auch kann für einen Vergleich ein anderer als der im Zensusbericht benutzte Index wünschenswert sein, den man ohne Rohdaten meist nicht berechnen kann. Es gibt also eine ganze Menge von Gründen, wieder auf

⁹ Die Verdoppelungszeit (v) errechnet man so: $v = \ln(2)/r$, wobei r für die exponentielle Wachstumsrate steht.

¹⁰ Quelle: <http://www.census.gov/cgi-bin/ipc/idbagg>; 24/Jul/1999

die Rohdaten zurückzugreifen. Seit es die elektronischen Publikationsmedien (Internet) gibt, fällt das Kostenargument weg. Wir möchten anregen, dass die vorhandenen Zensus(-roh-)daten künftig auf diesem Weg zugänglich gemacht werden.

IV.9 Technische Notiz

Ethnographische Zensusdaten können ersichtlich eine komplexe Datenstruktur haben. Wo sie auch genealogische Informationen enthalten, i. e. Familien erfassen, empfiehlt es sich, sie im GEDCOM Datenformat festzuhalten. Das GEDCOM Datenformat ist für genealogische Daten entwickelt worden und erlaubt neben den Standardeinträgen für Vater, Mutter, Kinder, Geburt, Tod, etc. beliebig viele Kategorien für weitere Informationen zu definieren. Das GEDCOM Datenformat wird von fast allen handelsüblichen Genealogieprogrammen unterstützt. Dieses Datenformat ist sehr weit verbreitet und wird kontinuierlich gepflegt und weiterentwickelt. Das Datenformat erlaubt es, über das Internet die Rohdaten ethnographischer Zensus in standardisierter Form der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Für die Dateneingabe empfehlen wir das Programm *Family Tree Maker*, da dieses sehr benutzerfreundlich, flexibel und preisgünstig ist. Dieses Programm vergibt automatisch Identifikationsnummern, assistiert beim Schreiben wiederkehrender Namen, und hilft auch auf andere Weise, Fehler zu vermeiden. Die Daten können dann problemlos für Analysen, wie etwa die deskriptiven Statistiken, die wir in diesem Kapitel besprochen haben, in Tabellenkalkulations- oder Statistikprogramme übertragen werden (cf. Lang 2000). Für demographische Analysen hat Lang ein Programm entwickelt, das die Daten so aufbereitet, dass man eine Vielzahl von Analysen zur Fertilität der im EZ erfassten Bevölkerung machen kann.

V Aufgaben

Seminaraufgabe

Die Aufnahme und Auswertung eines ethnographischen Zensus kann man mit durchaus moderatem Aufwand im Seminar einüben. Die Gesamtheit bilden die Haushalte der Herkunftsfamilien aller Seminarteilnehmer. Im ersten Schritt entwickeln die Seminarteilnehmer ausgehend von den Zensuskategorien einen Zensusfragebogen, testen ihn und verbessern ihn bei Bedarf. Im zweiten Schritt werden Paare von Seminarteilnehmern gebildet, die sich außerhalb des Unterrichts jeweils wechselseitig die Zensusfragen stellen und die Antworten aufzeichnen. Im dritten Schritt einigt sich die Gruppe (oder ein Teil der Gruppe) darauf, wie die Daten mit dem Programm eingegeben werden sollen. Es geht hier vor allem um das Festlegen der Namen für die Datenkategorien. Danach geben die Teilnehmer der Reihe nach ihre Daten in ein und dieselbe Datei ein. Die Auswertung beginnt mit einer Fehlersuchphase, bei der auch schon die eine oder andere Auswertung vorgenommen wird. Danach steht die vorläufige Endfassung der Datei für die Auswertung zur Verfügung. Der Arbeitsgang und die Resultate werden in einem (schriftlichen) Zensusbericht festgehalten.

Zusätzlich kann z. B. der Seminarleiter die Zensusangaben nur über die Seminarteilnehmer, also ohne die dazugehörigen Haushalte der Herkunftsfamilien,

analysieren und die Ergebnisse darstellen. Das Ergebnis wird in der Regel zeigen, wie aufschlussreich Zensusfragen selbst unter solchen Einschränkungen sind. Diskussionspunkte, die nach der Erledigung der Aufgaben mit Gewinn behandelt werden können:

Worin unterscheiden sich die Beziehungen zwischen Informanten zum Ethnographen im Feld von den Beziehungen zwischen Informanten und Fragenden im Seminarraum?

Bezogen auf die Entwicklung des Zensusfragebogens: Was ist anders in der ethnographischen Anfangssituation (s. o.) im Vergleich zur Seminarraumsituation?

VI Literatur

- Carroll, V., ed. 1975 *Pacific Atoll Populations*. Honolulu
- Carroll, V. 1975 Conclusion: the field study of small-island populations. In: Carroll, V. (ed.) 1975: 485 - 523
- Colson, E. 1967 The Intensive Study of Small Sample Communities. In: Epstein, A.L. (ed.) 1967: 3-15
- Epstein, A.L., ed. 1967 *The craft of social anthropology*. London
- Epstein A.L. 1981 *Urbanization and kinship: the domestic domain on the copperbelt of Zambia 1950-1956*. London
- Esser, H. et al. 1989 *Mikrozensus im Wandel*. Stuttgart
- Firth, R. 1956 *We, the Tikopia*. London
- Firth, R. 1959 *Social Change in Tikopia*. London
- Fischer, H. 1975 *Gabsongkeg`71. Verwandtschaft, Siedlung und Landbesitz in einem Dorf in Neuguinea*. München
- Fischer, H. 1997 Zensusaufnahmen – das Beispiel Gabsongkeg. In: Schulze, W. & Fischer, H. & Lang, H. 1997 (eds.) 1997: 37–91
- Foster, G.M. et al. 1979 Conclusion: The long-term study in perspective. In: Foster, G.M. et al. (eds.) *Long-Term Field Research in social Anthropology*. New York 1979: 323 - 348
- Hammel, E. 1984 On the *** of Studying Household Form and Function. In: Netting, R.M. & Wilk, R.R. (eds.) *Households*. Berkeley
- Höhn, C. et al. 1987 *Mehrsprachiges Demographisches Wörterbuch*. Boppard am Rhein
- Howell, N. 1979 *The demography of the !Kung*. New York
- Lang, H. 2000 Mit genealogischen Daten arbeiten – Computerlösungen. *Ethnoscripts* 2: 88 - 96
- Lang, H. & Göhlen, R 1985 Completed Fertility of the Hutterites: A Revision. *Current Anthropology* 26: 395
- Lang, H. & Holter, U. 1996 Arab Camel Nomads in the North West Sudan: The Northern Mahria from a census point of view. *Anthropos* 91: 19-32
- Lee, R.B. 1979 *The !Kung San*. Cambridge
- Livi-Bacci, M. 1997 *A Concise History of World Population*. Malden, MA
- Malinowski, B. 1922 *Argonauts of the Western Pacific*. London
- Newell, C. 1988 *Methods and Models in Demography*. London
- Pauli, J. 1999 Fertiler Wandel in Pueblo Nuevo, Zentralmexiko: Eine ethnodemographische Fallstudie. *Zeitschrift für Ethnologie* 124: 191-212
- Pauli, J. 2000 Das geplante Kind. Demographischer, wirtschaftlicher und sozialer Wandel in einer mexikanischen Gemeinde. Hamburg

- Pauly 1979 Der kleine Pauly, Lexikon der Antike. (eds. Ziegler, K. & Sontheimer, W. & Gärtner, H.) München – Stichwort „census“
- Pennington, R. & Harpending, H. 1993 The structure of an African pastoralist community : demography, history, and ecology of the Ngamiland Herero. Oxford
- Powdermaker, H. 1931 Vital Statistics of New Ireland (Bismarck Archipelago) as revealed in Genealogies. Human Biology 3: 351 - 375
- Powdermaker, H. 1933 Life in Lesu : the study of a Melanesian society in New Ireland. London
- Schnegg, M. & H. Lang 2001 Netzwerkanalyse. Eine praxisorientierte Einführung. In: Lang, H. & M. Schnegg (eds.) Methoden der Ethnographie, Heft I
<http://www.methoden-der-ethnographie.de>
- Schweizer, Th. 1989 Reisanbau in einem Javanischen Dorf. Köln
- Schulze, W. 1997 Die ethnodemographische Analyse der Zensusdaten von Gabsongkeg. In: Schulze, W. & Fischer, H. & Lang, H. (eds.) 1997: 92-189
- Schulze, W. & Fischer, H. & Lang, H. 1997 Geburt und Tod. Berlin
- Shryock, H. S. et al. 1976 The Methods and Materials of Demography. New York
- Wood, J.W. 1980 Mechanisms of Demographic Equilibrium in a Small Human Population. the Gainj of Papua New Guinea. Michigan (Diss.)